

**Hans Maier**

## **Globalisierung. Zwischenbilanz einer Diskussion**

### I. Das Wort Globalisierung

Globalisierung – dieses Wort hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten (seit etwa 1980) eine steile Karriere gemacht. Es ist heute in fast allen Weltsprachen anzutreffen (das Französische tanzt mit dem Kunstwort „Mondialisation“, das sich aber selbst in Frankreich nicht uneingeschränkt durchgesetzt hat, ein wenig aus der Reihe). Das Wort Globalisierung begegnet in der wissenschaftlichen Literatur, hat sich aber auch in den Medien und in der Umgangssprache eingebürgert. Es ist heute ein allgemein verbreiteter historisch-politischer Begriff. Ursprünglich stammt es aus der Sphäre der Ökonomie und speziell des betriebswirtschaftlichen Marketings. Diese Sphäre hat es längst überschritten. „Globalisierung“ hat inzwischen die Wörterbücher, die Lexika, die Handbücher erobert und taucht sogar in Romanen und Krimis auf.<sup>1</sup>

Im Begriff der Globalisierung spiegeln sich viele aktuelle Vorgänge und Entwicklungen – so die internationale Verflechtung der Wirtschaft, die Liberalisierung des Welthandels im Zeichen von GATT und WTO, die freie Bewegung der Kapitalströme, die grenzüberschreitende Nachrichtentechnik, die weltweite Vernetzung von Informationen im Internet, die „globale“ Berührung von Weltanschauungen, Kulturen, Religionen. Aber bei Globalisierung denken viele auch an andere gleichfalls weltweit verbreitete Vorgänge, die negativ zu Buch schlagen: Migration, Flucht und Vertreibung, Terror, Armut, Umweltzerstörung,

Landflucht, Verstädterung, Proletarisierung. Globalisierung ist ein Begriff, der Emotionen weckt. Das Wort lässt keinen kalt. Globalisierung hat nicht nur Lobredner und Befürworter. Es gibt auch eine große Schar von Schar von Globalisierungsskeptikern und Globalisierungsgegnern (die sich inzwischen selbst global organisiert haben!). Der Gegensatz ist weltweit sichtbar und manifestiert sich immer wieder in heftigen Konfrontationen: man denke an den spektakulären G-8-Gipfel in Genua im Sommer 2001 und an die Gegenveranstaltung ein Jahr später, das Weltsozialforum in Porto Alegre; oder an die Treffen von Davos oder New York und auf der anderen Seite an die Gründung von Nichtregierungsorganisationen wie zum Beispiel Attac, an Gruppierungen und Bewegungen, die sich gegen das wenden, was sie „die Diktatur der Märkte“ nennen, in Europa und in der ganzen Welt.<sup>2</sup>

Globalisierung hat positive und negative Züge. Sie entzieht sich einer pauschalen Beurteilung oder Verurteilung. Ihr Doppelgesicht ist offenkundig. Zuerst die positiven Wirkungen: Ohne die mediale Überwindung der Grenzen (schon seit den sechziger Jahren!) hätten die totalitären Regime nach meiner festen Überzeugung noch länger gedauert – so wäre möglicherweise der Aufstand der polnischen Arbeiter auf der Danziger Werft 1980, von dem der Zerfall des Ostblocks ausging, ohne das Fernsehen (in diesem Fall konkret: das ZDF und Peter Gatter) ein Ereignis ohne Folgen geblieben. Ohne die bildliche Allgegenwart des Elends und der Unterdrückung in der Welt hätten sich wahrscheinlich nie effektive Systeme kollektiver Sicherheit und Formen der Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit gebildet. Und die weltweite Wirtschafts- und Handelsfreiheit hat ohne Zweifel dazu beigetragen, dass in den letzten Jahrzehnten kollektive Hungerkatastrophen trotz gewaltiger, immer noch ansteigender Bevölkerungsvermehrung seltener geworden sind. Auch eine globale Menschenrechtspolitik, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, wäre schwerlich vorstellbar ohne den Areopag der Vereinten Nationen und ohne die

Wirkungen einer weltweit verbreiteten öffentlichen Meinung – und so könnte man mit vielen Beispielen fortfahren.

Doch ebenso sicher ist, dass die Globalisierung neben nützlichem Wettbewerb auch ruinöse Konkurrenz bewirkt hat, dass es heute rund um den Planeten Globalisierungsgewinner und Globalisierungsverlierer gibt. Zu den letzten gehören – sehr pauschal gerechnet – die nicht-angelsächsischen Sprachen und Kulturen, die nicht weltweit vernetzten nationalen Ökonomien (z.B. Afrikas) und als prominentestes Beispiel der europäische Sozialstaat, der mit seinen Standards – wenigstens bisher – auf nationalstaatliche Gehäuse angewiesen ist, da es ein internationales Sozialrecht vorerst nur in Ansätzen gibt. Richard Münch hat die neue Lage schon vor einigen Jahren treffend beschrieben, wenn er sagt: „Der globale Wettbewerb bricht den nationalen Wohlfahrtsverbund auf und reißt einen Graben auf zwischen denjenigen, die sich mehr und mehr als Ballast erweisen, weil sie mitgezogen werden müssen, ohne selbst einen aktiven Beitrag leisten zu können. In der Situation zerrissener Solidarität stemmen sich nationalistische Gegenbewegungen gegen den Trend zu europäischer und weltweiter Vergesellschaftung. Die Verlierer des Solidaritätswandels bilden ein breiter werdendes Rekrutierungspotential für diese Bewegungen...Die globale Arbeitsteilung ist die letzte Stufe dieses Entwicklungsprozesses, auf der die diffuse mechanische Solidarität der Nationalstaaten zum Anachronismus wird und von der vielschichtigeren und spezifischeren Solidarität weltweit vernetzter Individuen verdrängt wird.“<sup>3</sup>

Alle reden von Globalisierung – aber im einzelnen wird darunter sehr Verschiedenes verstanden. Bei vielen Menschen löst das Wort Globalisierung ambivalente Gefühle aus. Für die einen eröffnet es die Aussicht auf eine neue, bessere, allenthalben liberalisierte, im Wortsinn grenzenlose Welt – auf jene One World, welche die UNO-Planer von San Francisco nach dem Zweiten Weltkrieg ersehnten, aber wegen des aufziehenden Ost-West-Konflikts nicht realisieren

konnten. Für die anderen ist Globalisierung gerade umgekehrt dabei, zum Instrument der Ausgrenzung zu werden – es führt nach ihrer Meinung zur Isolierung derer, die bei diesem Prozess nicht mithalten können und die daher „kolonisiert“ und dem Diktat der Mächtigen unterworfen werden. Denken die einen beim Stichwort Globalisierung an die künftige Einheit der Welt, so andere gerade ans Gegenteil: an eine bevorstehende neue Teilung der Welt in arm und reich, stark und schwach, dazugehörend oder ausgeschlossen.

Älter als das Wort Globalisierung sind die Worte „global“ und „globalisieren“.<sup>4</sup> Auch hier ist das Spektrum breit, es reicht von McLuhans einprägsamer Formel vom „global village“ – dem Welt-Dorf – über den Aufmarsch der „global players“, der weltweit auftretenden Firmen, Interessengruppen, Organisationen in den achtziger und neunziger Jahren bis zu den heute immer häufiger erhobenen Forderungen nach „global governance“, <sup>5</sup> also nach neuen inter- und übernationalen Ordnungsstrukturen., nach einer „Globalsteuerung“ der Globalisierung.

Der Siegeszug des Wortes Globalisierung hat einen realen zeitgeschichtlichen und psychologischen Hintergrund. Es ist die Erfahrung einer – zumindest in technischer, wirtschaftlicher, medialer Hinsicht - immer einheitlicher werdenden Welt. Mühelos kommunizieren wir heute mit Menschen rund um den Globus. Wir hören und sehen Nachrichten von fast jedem Punkt der Erde. Der Tourismus trägt uns in unbekannte ferne Inselwelten. Im Fernsehen wird die Welt zur Kleinstadt, ja zum Dorf. Ein Klima der universellen Präsenz entsteht. Längst erleben wir als Einheit, was früher in Bekanntes und Unbekanntes, Heimisch-Nahes und Exotisch-Fernes auseinanderfiel. Es ist kein Zufall, dass wir seit vielen Jahren nicht mehr nur, wie früher, von Regionen, Nationen, Staatengruppen, Kontinenten sprechen, sondern von ganzen „Welten“ – von der Ersten, Zweiten, Dritten, Vierten Welt, von der „armen“ oder „reichen“ Welt. Technik und Kommunikation haben die heutige Welt zur anschaulichen Einheit gemacht, während diese Einheit früher allenfalls in philosophischen und poetischen

Vorstellungen, in kühnen Vorwegnahmen des Geistes und der Phantasie existierte. Weltverkehr und Welthandel, Gipfelkonferenzen, Erdumkreisungen, Satellitenblicke aus dem Weltraum auf das „Raumschiff Erde“ – das alles hat neue Dimensionen und Perspektiven, ja ein neues Bewusstsein geschaffen. Davon lebt der Begriff der Globalisierung.

Es gibt in der heutigen Welt nicht nur internationale und übernationale Politik – es gibt auch sich entwickelnde Formen von „Weltinnenpolitik“; es gibt sogar – jüngste Wortschöpfung – so etwas wie ökologische „Erddpolitik“ (nicht zu verwechseln mit der alten „Geopolitik“!). Dass die Medien seit Jahren fortwährend aus allen Teilen der Erde berichten, hat die Weltprobleme im Lauf der Zeit einer wachsenden Zahl von Beobachtern präsent gemacht. So erscheinen die verschiedenen Hemisphären der Erde wie die benachbarten Plätze ein und desselben Ortes, wir erleben die Welt als einen einzigen Schauplatz – ungeachtet der Tatsache, dass diese Welt nach wie vor in Staaten, Kulturen, Religionen zerfällt und diese keineswegs immer friedlich zusammenleben, sondern oft im Streit, in einem „Clash of Civilisations“ (Samuel Huntington), miteinander liegen.

## II. Globalisierung – wie wirkt sie auf Staaten, Kulturen, Religionen?

Globalisierung – der Begriff ist neu. Ist auch die Sache neu? Auf den ersten Blick erscheint es so. Vor wenigen Jahren (2001) hat Franz Nuscheler, der Direktor des Instituts für Entwicklung und Frieden in Duisburg, das historisch Neue an der Globalisierung an einigen spezifischen Merkmalen deutlich zu machen versucht. Er nennt 10 solcher Merkmale: 1. die Reichweite und das Tempo der Globalisierungsprozesse, 2. ihre erdumspannende Dimension (die zumindest indirekt auch die „Verlierer“, das „ärmste Fünftel“ der Welt, einbezieht), 3. die Zerlegung der Warenproduktion auf viele Standorte innerhalb immer größerer multinationaler Konglomerate, 4. die Internationalisierung der Dienstleistungen (Finanzen,

Versicherungen, Medien, Tourismus usw.), 5. die Entgrenzung der nationalen Wirtschaftsräume mit der Folge geringerer nationaler Steuerungs- und Gestaltungsmöglichkeiten und höherer Abhängigkeit von extern getroffenen Entscheidungen (etwa der US-Notenbank), 6. die Abkoppelung der Finanzmärkte von der Realwirtschaft, verbunden mit einer Orientierung auf Spekulationsgewinne und die Freistellung von politischer Kontrolle, 7. die Deregulierung des Weltmarkts mit der Folge hoher sozialer Kosten auch für Industrieländer, 8. die Internationalisierung gesellschaftlicher Fehlentwicklungen (organisierte Kriminalität, Drogen- und Waffenhandel), 9. die verdichtete Kommunikation über alle Grenzen hinweg, der weltweite Zugriff auf Wissen, 10. das gleichzeitig sich ausbildende große Gefälle in diesem Zugriff auf die neue Kommunikationstechnologie, das den Nord-Süd-Konflikt verschärft.<sup>6</sup> - Nuschellers Kriterienkatalog ist vor dem 11. September 2001 erstellt – heute könnte man als neue Specifica noch hinzufügen: den in „Netzwerken“ organisierten internationalen Terror und sein unvermeidliches Gegenstück, die globale Terrorbekämpfung, die schon erwähnte „Globalisierung“ der Globalisierungsgegner sowie – als bescheidenen Beginn einer „global governance“ - die ersten Ansätze einer nationenübergreifenden Klimapolitik (Kyoto-Protokoll).

Wie wirkt sich nun die Globalisierung aus? Wie beeinflusst sie die Staaten, die Kulturen, die Religionen der heutigen Welt? Darüber gibt es eine intensive, breit gefächerte, oft kontroverse internationale Diskussion. Ich will daraus nur die wichtigsten Gesichtspunkte hervorheben und sie mit einigen persönlichen Beobachtungen verknüpfen.

Thesenhaft gesprochen, trifft die Globalisierung am stärksten den in Europa geprägten und ausgebauten *Sozialstaat*. Er wird durch sie im Kern verändert, wenn nicht gar in seiner bisherigen Form in Frage gestellt (1). Weniger stark ist ihre Wirkung auf die außereuropäischen, außeratlantischen *Kulturen* – diese erscheinen in der Gegenwart eher als dynamische Gegenspieler denn als Opfer der Globalisierung (2). Am geringsten ist der Einfluss der Globalisierung auf die

*Religionen* – sie werden zwar durch globale Anstöße mobilisiert und internationalisiert, verlieren ihre exklusive Bindung an die alten Herkunftsräume, treten in Verbindung, in Konkurrenz zueinander, aber sie verändern bei all dem kaum ihre überlieferte Gestalt. Insgesamt sind sie weder Opfer noch Gegenspieler der Globalisierungsbewegung, sondern eher ihr kräftiges Widerlager (3).

(1) Zunächst zum ersten Punkt, Globalisierung und *Sozialstaat*. Das ist im wesentlichen eine europäische (und hier wiederum im besonderen eine deutsche) Thematik. Jahrhundertlang hat Europa die Welt „globalisiert“.<sup>7</sup> Wichtige Pilotprogramme der Moderne wurden auf dem alten Kontinent erprobt. Die Entwicklung von Fernhandel, Technik, serieller Produktion, die Entstehung einer Wissenschafts-, aber auch einer Gedächtniskultur – das alles war europäisch. Bis heute wird nahezu in der ganzen Welt nach europäischen Maßen, Daten, Chronologien gezählt, gerechnet und gemessen. Das „Projekt Moderne“ könnte man in einer Kurzfassung so umschreiben: Herrschaft über Raum und Zeit (das Urmeter in Paris, die christliche Zeitrechnung!), die Verwandlung der Natur in Kultur, die Entfaltung individueller Freiheit im Schutz des Staates.

Heute, im transatlantischen Dialog der Europäer und der Amerikaner, werden uns jedoch auch Eigenarten der europäischen Kultur bewusst, die nicht oder nur teilweise in das Spiel jener ersten, von Europa ausgehenden Globalisierung eingegangen sind. Dazu gehören eine spezifische Kleinräumigkeit (immer haben im politischen Leben Europas auch kleine Länder, Stadtstaaten, föderative Gebilde eine Rolle gespielt; immer war die europäische Staatenwelt pluralistischer und vielgliedriger als die der byzantinischen, mongolischen, osmanischen und großrussischen Nachbarn). Dazu gehört das Festhalten an Traditionen, der Respekt vor Verschiedenheiten, das Vertrauen in die friedeschaffende Kraft des Rechts,<sup>8</sup> die Wertschätzung einer allen gemeinsamen (und im Zweifel kostenlos zugänglichen) staatsbürgerlichen Grundbildung. Endlich der Sozialstaat: Europa hat die Dynamik des Marktes einer Ordnung unterworfen. Ordnungspolitik wurde

zum integralen Bestandteil der Ökonomie. „Ordnung der Wirtschaft“ – das war noch in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Leitwort der „Freiburger Schule“. Die „Ordo-Liberalen“ (Eucken, Röpke, Monnet, Müller-Armack) wollten ja nicht mit den „Paläo-Liberalen“ des 19. Jahrhunderts (wie sie sie nannten) verwechselt werden. „Marktwirtschaft ohne Adjektive“, diese Formel wäre ihnen als Zynismus erschienen.<sup>9</sup> Ein erfolgreiches Buch (von Wilhelm Röpke) aus den Anfängen der „Sozialen Marktwirtschaft“ trug den heute kaum mehr vorstellbaren Titel „Jenseits von Angebot und Nachfrage“.<sup>10</sup> Von dem mit Elementen der „guten Ordnung“ angereicherten europäischen Begriff von Ökonomie und Politik hat Jorge Semprun scharf, aber treffend sagen können, er liege „jenseits des Dschungels des Marktes und diesseits des totalitären Zoos“.<sup>11</sup>

Geht das alles heute zu Ende? Sicher ist, dass die heutige Globalisierung – ich meine die von außen kommende, auf Europa zurückstoßende – die sozialen Sicherungssysteme zunehmend in Bedrängnis bringt. In Kontinentaleuropa ist das Politische nie so ausschließlich und absolut ökonomisiert worden, wie es heute die Logik der Globalisierung zu fordern scheint. Auch der Sozialstaat war ja ursprünglich eine Antwort der Politik, nicht der Ökonomie auf die Industrialisierung – eine Reaktion auf den Verfall traditioneller Formen der Lebenssicherung, ein Eingehen auf das wachsende Bedürfnis nach sozialer Sicherheit, Gleichheit, Partizipation.<sup>12</sup> Die „soziale Frage“ wurde Ende des 19. Jahrhunderts einer politischen Lösung zugeführt – ökonomische Maßregeln schienen dafür nicht auszureichen. Und es entstand speziell in Deutschland eben nicht eine neue Variante der alten Gemeinwirtschaft, sondern etwas gänzlich Neues, nämlich der Sozialstaat.

Heute befindet sich der Sozialstaat und sein Kern, das Rentensystem, in ernststen Schwierigkeiten, und dies keineswegs nur bei uns, sondern in nahezu ganz Europa.<sup>13</sup> Mit wichtigen Voraussetzungen, die früher seinen Erfolg ausmachten und sein Gelingen sicherten, kann man nicht mehr rechnen – so fehlt auf Grund



der negativen demographischen Entwicklung ein ausgewogenes Verhältnis der Generationen zueinander.<sup>14</sup> Alterssicherung und Generationengerechtigkeit laufen auseinander, sie drohen sich zu entkoppeln. Daher die immer lautereren Fragen: Leben die Alten auf Kosten der Jungen? Leben die Jungen auf Kosten der Alten? Die soziale Asymmetrie wächst – und mit ihr die Abneigung, soziale Sicherheit im Rahmen eines Generationenverbunds zu betrachten. Gibt es überhaupt noch eine Gemeinsamkeit zwischen denen, die noch nicht arbeiten, denen, die arbeiten, und denen, die nicht mehr arbeiten? Immer weniger „rechnet“ sich der Sozialstaat. Er erscheint schon heute vielen Zeitgenossen wie ein aufgeblähter unrentabler, zunehmend zahlungsunfähiger Reparaturbetrieb. Die Regierungen schauen aus nach wirtschaftlichen Hilfen und Heilmitteln und finden keine. Und die immerhin möglichen politischen Abhilfen? Eine aktive Bevölkerungspolitik (wie in Frankreich), eine qualitativ steuernde Einwanderungspolitik wie in den USA? Man wagt das Thema vor allem in Deutschland kaum anzurühren, die Diskussion hat sich hier ganz überwiegend ins Ökonomische, Verwaltungsmäßige, Fiskalische verlagert. Daher wird heute auch selten die Frage nach den Zielen, den humanen Zwecken und Wirkungen des Sozialstaats gestellt - man fragt eher besorgt: Was kostet es? Was bringt's? und Lohnt es sich überhaupt noch?

Daran ist nun beileibe nicht nur die Globalisierung schuld. Die demographische Entwicklung zum Beispiel, der Geburtenrückgang, die Überalterung, die zunehmende vitale Schwäche des alten Kontinents – das sind hausgemachte Probleme. Die Globalisierung rückt sie nur ins Bewusstsein, indem sie die Schizophrenien Europas offenbar macht: einerseits den wachsenden Bedarf an Arbeitskräften und den massiven Andrang östlicher und südlicher Migranten vor den Toren der Europäischen Union – andererseits Wagenburg-Mentalitäten, Schengen-Grenzen und die verzweifelte Verteidigung an den Nationalstaat gebundener, jedoch zwangsläufig im Schwinden begriffener Sozialressourcen. Jean-François Bayart hat in seinem Buch „Le gouvernement du monde“ anschaulich geschildert, wie „Globalisierung“ unter diesen Umständen Zerrbilder und

Zerrformen ihrer eigenen Dynamik entwickelt – ironischerweise gehört dann plötzlich nicht mehr Schnelligkeit, sondern Verzögerung, „das Warten“, zu ihren zentralen Merkmalen, so wenn die französische Politik – in ähnlicher Unentschlossenheit wie die deutsche – die illegalen Migranten aus dem Maghreb oder aus Indien als „population flottante“ (umhertreibende Bevölkerung) in einen permanenten Wartezustand versetzt, etwa am Flughafen Charles de Gaulle, wo Asylbewerber oft Wochen in der „zone d’attente“ verbringen, in Schmutz und Gestank, allenfalls vom Reinigungspersonal versorgt, während die Polizei auf Anfragen lediglich antwortet: „Sie müssen warten“.<sup>15</sup>

(2) Einfacher zu beschreiben bei aller Konfliktgeladenheit ist das Verhältnis der Globalisierung zu den *Kulturen*. Wirtschaftliche Verflechtungen haben schon in früheren Zeiten kulturübergreifend gewirkt – man weiß das aus den antiken Reichen, aus dem Britischen Empire, aus den USA. Die Freizügigkeit, die Liberalisierung des Handels, der unbehinderte Austausch von Menschen und Gütern, das alles hat verbindende, vereinheitlichende Wirkungen: Kulturen kommen miteinander in Berührung, sie werden an größere Einheiten angeschlossen. Meist gehen die „globalisierenden“ Anstöße jedoch einfach über die Kulturen hinweg oder durch sie hindurch, ohne sie tiefgreifend zu verändern.

Seltener ist der Fall dauerhafter intensiver Kulturverschmelzung – doch er kommt vor. Das mittelalterliche Europa mit seinen „Globalsprachen“ Latein im Westen, Griechisch (Kirchenslawisch) im Osten, mit der jahrhundertelangen Koexistenz von Romanen, Germanen, Slawen, mit der Familienähnlichkeit seiner Liturgien, Schulen, Hochschulen, Bildungsgehalte gibt wenigstens umrisshaft und annäherungsweise ein Beispiel.<sup>16</sup> Auch in Reichen der Neuzeit (Osmanen, Romanows, Habsburg) treffen wir auf verschiedene, in abgestuften Graden verschmolzene Kulturen und Nationen. Das moderne Amerika ist auf dem Prinzip der Kultur- und Nationsverschmelzung geradezu aufgebaut: dort herrschte lange der Grundsatz „E pluribus unum“, der heute noch das amerikanische Wappen

ziert. Aus vielen und verschiedenen Menschen, Völkern, Nationen, Kulturen sollte *eine* Gesellschaft werden – eben die amerikanische. Das ist das Prinzip des „melting pot“, des Schmelztiegels. Gilt es auch heute noch, in den USA selbst und darüber hinaus? Wird die heutige Globalisierung zu einer universellen Verschmelzung der Weltkulturen führen?

Ich meine, die Frage muss verneint werden. Im gleichen Augenblick nämlich, in dem amerikanische Anstöße weltweit ihre vereinheitlichende, verschmelzende Kraft entfalten – von der Computerrevolution bis zur politisch-militärischen Vorherrschaft innerhalb und außerhalb der westlichen Bündnisse, von Forschung, Sprache, Buchmarkt bis zu Coca Cola und McDonalds -, ist das Prinzip des melting pot in „Gottes eigenem Land“ immer mehr umstritten. Zunehmend verliert es an Gültigkeit, an bestimmender und gestaltender Kraft. Im Augenblick erleben wir in den USA eher das, was Arthur M. Schlesinger Jr. „The Disuniting of America“ genannt hat.<sup>17</sup> Diejenigen, die sich nicht verschmelzen lassen, die „Unmeltables“, sind im Vordringen. Sie fordern ihre eigene Sprache, Kultur und Religion, sie bestehen auf ihren „kulturellen Menschenrechten“.

Längst haben Chinesen und „Hispanics“ den angelsächsischen Sprachkonsens aufgekündigt. In neueren amerikanischen Geschichts- und Literaturbüchern wird der bis vor kurzem noch gültige westliche Kanon immer mehr überlagert – zumindest ergänzt – durch die Welt- und Geschichtsbilder anderer Kulturen: der Afro-Amerikaner, Hispanoamerikaner, Asiaten (die Europäer stehen in den Curricula meist an letzter Stelle). Nicht nur zwischen Männern und Frauen, Behinderten und Gesunden, Armen und Reichen gibt es heute in den USA „positive Diskriminierungen“ und Quotenregelungen (für die ja vieles sprechen mag). In Schullehrplänen, Forschungsprogrammen, Prüfungen werden mittlerweile auch Kulturen quotiert. Hier haben sich strikte Regeln der „Political Correctness“ entwickelt. Kann man den Streit der Kulturen schon nicht entscheiden, muss man wenigstens dafür sorgen, dass er nicht in gegenseitige Aggression umschlägt. Dazu

ist nötig, dass alle möglichst gleichmäßig zu Wort kommen. So empfahl die Unterrichtsverwaltung von Portland, Oregon, schon vor Jahren Lehrern und Schüler in einem pädagogisch-didaktischen Pilotprogramm, sich in die „Wahrheit“ anderer Gruppen zu versetzen, ohne zu fragen, ob diese „recht“ hätten. Die Leiterin des Projekts, Carolyn M. Leonard, spricht offen aus, dass die „Wahrheit“ über eine Gruppe nicht notwendigerweise die „Wahrheit“ für eine andere sein muss. Zitat: Wir wissen, dass es diejenigen geben wird (die Einwände haben), wenn die Indianer sagen: ‚Wir sind nicht über die Beringstraße gekommen. Wir wurden in Amerika geschaffen.‘ Aber das ist ihre Geschichte. Wir sagen den Menschen nicht, ihr müsst diese Übereinstimmung mit der Wissenschaft oder irgendetwas anderem erzielen. Wir sagen, wir wollen, dass ihr versteht, dass die einzelnen menschlichen Gruppen, die Jahrtausende miteinander verbracht haben, eine Sicht der Welt haben, die sich von der eurozentrischen unterscheidet, und das ist in Ordnung. Wir wollen euch dieser Sichtweise aussetzen. Wir sagen nicht, ihr müsst jedes Wort glauben. Ihr müsst nicht glauben, dass die Indianer mit den Bäumen gesprochen haben, wenn ihr das nicht wollt. Aber ihr sollt zumindest wissen, dass es Menschen gibt, die etwas anderes glauben als ihr“ .<sup>18</sup>

Das sind Worte, in denen sich Idealismus und Einfühlung mit Resignation und Ratlosigkeit mischen. Mehrere „Geschichten“ treten in Konkurrenz zueinander. Die Grenzen zwischen Wahrheit und Mythos werden fließend. Neben die Erkenntnisse der Wissenschaft tritt der „ermutigende Mythos“ – etwa vom Ursprung aller Kultur in Afrika -, der den Afroamerikanern Selbstbewusstsein geben und sie in ihrem schwierigen Lebenskampf stützen und stärken soll.

Wenn aber selbst im klassischen Land des „melting pot“ die unterschiedlichen Welt- und Kulturbilder in den Unterrichtsbüchern, zunehmend auch in der Forschung, *nebeinander* stehen, ungeordnet, nicht hierarchisiert und ohne dass ein westlicher oder gar amerikanischer Kanon Ordnung schüfe, dann wird man der von Amerika ausgehenden Globalisierungsbewegung kaum größere Macht über die

Weltkulturen außerhalb der Vereinigten Staaten zutrauen. Ein weltweiter „melting pot“ der Kulturen ist nicht in Sicht. Er ist auch in der Zukunft ganz unwahrscheinlich. Im Gegenteil: wir erleben heute in fast allen Teilen der Welt, wie Kulturen zu Antipoden der Globalisierung werden, wie sich in ihnen das Persönliche, Nicht-Schematisierte, Unvermischbare, Irreduzible sammelt – neben dem Gemeinsamen und Gemeinverbindlichen ein Stück elementarer Eigenheit, ja Fremdheit.

Es ist kein Zufall, dass gerade französische Philosophen in den letzten Jahren zu kräftigen Anwälten dieser „Alterität“ geworden sind – Lyotard, Levinas und der kürzlich verstorbene Derrida - , während angelsächsische Philosophen, zuletzt Rorty und Walzer, im globalen Gespräch der Philosophie im Augenblick eher die Partei der „Universalien“ ergreifen (und alte, schon totgeglaubte Lehren wie die vom gerechten Krieg erneuern). Freilich dürfte das nicht das letzte Wort sein, es erscheint mir eher zeitbedingt und hat viel mit dem Schockerlebnis des 11. September zu tun.

Ein so klarsichtiger Beobachter wie Samuel Huntington hat denn auch in seinem Buch „The Clash of Civilisations“ (1996) die Kulturen als neue mächtige (wenn auch selten einige und oft verfeindete) neue Spieler auf der Weltbühne in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Sein Thema ist die „kulturelle Neugestaltung der globalen Politik“ in nachtotalitärer Zeit. Ich zitiere: „Unter dem Druck der Modernisierung erlebt globale Politik heute eine Neugestaltung entlang kulturellen Kampflinien. Völker und Länder mit ähnlicher Kultur rücken zusammen. Politische Orientierungen, die durch Ideologie und das Verhältnis der Supermächte definiert waren, machen Orientierungen Platz, die durch Kultur und Zivilisation definiert werden. Politische Grenzen werden in zunehmendem Maße neu gezogen, um mit kulturellen, ethnischen, religiösen und zivilisationsbedingten Grenzen zusammenzufallen. An die Stelle von Blöcken wie in der Zeit des Kalten Krieges treten kulturelle Gemeinschaften, und die Bruchlinien zwischen Zivilisationen sind

heute die zentralen Konfliktlinien globaler Politik geworden“.<sup>19</sup> Übrigens bestätigt Huntingtons jüngst erschienenenes Amerika-Buch diese Sicht der Dinge.<sup>20</sup> Es beschwört zwar die Werte des alten Amerika (white, anglosaxon, protestant), aber trotz gelegentlicher patriotischer Ausbrüche und Zornestöne weiß der Verfasser nur zu gut, dass sich auch in den USA die alten Voraussetzungen des „melting pot“ – die Dominanz der Mehrheit und die Anschlussfreude „williger“ Minderheiten – nicht wieder herstellen lassen. So ist das Ganze eher eine Elegie auf die Vergangenheit, die Zeit, in welcher der „Schmelztiegel“ noch funktionierte, als ein Aufruf zu neuer hegemonialer Politik gegenüber den mächtiger gewordenen Kulturen.<sup>21</sup>

(3). Erst recht gilt von den *Religionen* der Welt, dass die Globalisierung sie in ihrer Substanz nur wenig berührt und verändert – wenigstens bisher.<sup>22</sup> Während die Kulturen vom Zeitalter der Globalisierung durchaus berührt werden und in ihrem neuerlichen Hervortreten mannigfache Wandlungen erfahren, bilden die Religionen als Fundamente der Kulturen die großen Widerlager im Globalisierungsprozess. Gegenüber dem Abgeleiteten, Technischen, Medialen repräsentieren sie die Ursprünge, die sinnstiftenden Mächte dieser Welt. In dieser Funktion haben sie übrigens nie abgedankt – die Max Webersche Prognose der „Entzauberung der Welt“ (und erst recht die Marxsche des „Absterbens der Religionen“) erweisen sich je länger je mehr als westeuropäische Augentäuschungen.

Inzwischen ist auch auf dem alten Kontinent wieder viel von Religion die Rede, man spricht mit unterschiedlichen Tönen der Überraschung und der Verlegenheit von der „Wiederkehr der Götter“ – ohne dass das enger zusammenrückende Europa bisher fähig gewesen wäre, sich über seine religiöse Vergangenheit – und Gegenwart! – angemessene Rechenschaft in seiner Verfassung zu geben. Immerhin: Religion ist im wissenschaftlichen Diskurs nicht mehr nur ein Derivat des Sozialen, ein „Epiphänomen des kulturellen Weltumgangs des Menschen“ (Friedrich Wilhelm Graf). Die Einsicht wächst, dass auch in Europa viele

Erscheinungen der Moderne sich nur befriedigend erklären lassen, wenn man die – oft in den Untergrund verdrängten – religiösen Antriebe zu Kenntnis nimmt.<sup>23</sup>

Die Globalisierung hebt die Religionen ans Licht, macht deutlich, welche mächtigen Kräfte sie darstellen, bringt sie entlegenen Regionen zur Kenntnis, setzt sie in Verbindung miteinander. Gerade in Deutschland erleben wir gegenwärtig, wie das Nebeneinander der Konfessionen – ein Grundton deutscher Geschichte seit 1555 – allmählich abgelöst wird durch ein Nebeneinander der Religionen. In der kleiner gewordenen Welt leben die Religionen nicht mehr – wie vielfach in früheren Zeiten – in geschlossenen Kulturräumen, ohne größere Berührungen miteinander, ohne intensive wechselseitige Kontakte ihrer Mitglieder. An vielen Stellen der Erde, vor allem in den großen Städten Amerikas, Europas, Asiens, Afrikas siedeln sie heute nebeneinander, ja ineinander. Daraus ergeben sich Probleme, Reibungen, Konflikte – und die Notwendigkeit des ständigen Ausgleichs. Eine multireligiöse Gesellschaft ist keineswegs einfacher zu steuern als eine multikulturelle, eher ist sie noch um einige Grade konfliktträchtiger – denken wir nur an die Religionskonflikte in der gegenwärtigen Welt in Irland, Bosnien, Nigeria, Sri Lanka und an vielen anderen Orten.

Versteht man Globalisierung als Schritt von der westlichen zu einer planetarischen Zivilisation, so stellt sich die Frage, was das für die Religionen der Welt bedeutet. Werden sie sich behaupten – oder werden sie in der Logik der bisherigen „Verwestlichung“ der Welt säkularisiert werden? Ein von der UNESCO gefördertes Forschungsprogramm „A Critical Study of History“ unter der Leitung des brasilianischen Politikwissenschaftlers Helio Jaguaribe de Mattos (unter internationaler Mitwirkung zahlreicher Forscher), 1994 begonnen und im Jahr 2001 abgeschlossen, ging in der Tat von dieser Prämisse aus – von einer im Max Weberschen Sinn sich „selbsttragenden“ Säkularität *post religiones*. Bei näherer Untersuchung der sich herausbildenden „planetarischen Zivilisation“ zeigte sich jedoch, dass diese einem solchen Anspruch keineswegs genüge, da sie – trotz aller

technischen Durchbrüche – keine Kräfte der „globalen Konditionierung“ der Welt hervorgebracht hat. Die Folge dieses Defizits sei eine „increasing crisis of governability“. Einer der beteiligten Forscher, der Deutsche Manfred Mols kommentiert dieses Ergebnis mit den Worten: „Dass die globale bzw. ‚planetarische Zivilisation‘ religionslos sein wird, ist wenig wahrscheinlich...Wo Menschen zusammenleben, ist das Zur-Verfügung-Stehen von Sinn gefragt als Aufhebung oder zumindest als Relativierung der Unsicherheiten seiner Lebenssituation. Den Religionen...kommt eine besondere Generatoren-Rolle für Sinn zu, wie sie keine andere gesellschaftliche Größe aufzuweisen hat. Es ist dies ‚la revanche de Dieu‘, wie Giles Kepel (1972) es genannt hat, die bleibende Präsenz oder Wiederkehr von Religion wegen ihrer existenziellen und sozialen Unersetzlichkeit.“<sup>24</sup>

### III. Mars, Merkur – oder ein Dritter?

Stellen wir am Ende dieser Zwischenbilanz zum Thema Globalisierung zwei Fragen: 1. Ist Globalisierung, wie wir sie heute erleben, etwas gänzlich Neues, Präzedenzloses? Und 2.: Wird sie sich auf Dauer durchsetzen?

1. Was die Einzigartigkeit betrifft, so liegt es nahe, an die letzte Globalisierungswelle, die Zeit des 19. Jahrhunderts, zu denken. Damals nämlich, in der Zeit zwischen dem Wiener Kongress und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, vollzog sich eine weltweite ökonomische Verflechtung in den Bereichen des Handels, der Produktion und des Konsums. Knut Borchardt hat darauf hingewiesen, dass im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Volumen des die nationalen Grenzen überschreitenden Handels „um jahresdurchschnittlich 3,5% zugenommen“ habe. Auch Weltmärkte für Getreide, Wolle, Baumwolle, Petroleum, Kaffee, Zucker und Nischeisenmetalle“ gab es damals schon. Riesige



Kapitalströme flossen um die Welt. Man sprach zwar nicht von Globalisierung, aber von Weltwirtschaft – wie sich überhaupt die Wortbildungen mit –welt im 19. und im 20. Jahrhundert sprunghaft erweitern und verbreiten. Will man sich einen Eindruck von den Größenordnungen jener weltwirtschaftlichen Verflechtung verschaffen, muss man sich klarmachen, dass die Exportquote der europäischen Länder erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts das Niveau erreichte, das sie vor dem Ersten Weltkrieg hatte. Das gilt sogar für die USA: 1888 bis 1915 lag dort die Exportquote bei durchschnittlich 7%, erst seit Mitte der 90er Jahre stieg sie auf 8%.<sup>25</sup>

2. Das führt zu zweiten Frage: Wird sich die Globalisierung auf Dauer durchsetzen? Wir haben gesehen, dass sie über ein beachtliches Potential, über eine ungewöhnliche Dynamik verfügt. Aber auch die Gegenkräfte sind nicht zu unterschätzen – Kulturen und Religionen werden von der Globalisierungsbewegung zwar erfasst, aber sie widerstehen der Vereinheitlichung und Uniformierung mehr oder minder elastisch – manchmal auch starr oder hinhaltend. Religionen und Kulturen werden in der gegenwärtigen Welt zu Gegenkräften der globalisierenden Uniformität. Die Wiederkehr der Religionen, das kämpferische Hervortreten der Kulturen – sie bilden den (inzwischen selbst weltweiten, globalen) Kontrapunkt zur Globalisierung. Ihre Stärke ist freilich zugleich auch ihre Schwäche; denn sie sind strukturell pluralistisch und treten daher nicht mit einheitlichem Anspruch auf.

Wie wird der Konflikt ausgehen? Die Geschichte spielt selten das gleiche Stück auf längere Zeit. So hat vor kurzem der amerikanische Wirtschaftshistoriker Harold James daran erinnert, dass frühere Globalisierungsbewegungen fast immer in globalen Gegenbewegungen – und oft genug in Kriegen – untergegangen sind. James deutet kühne historische Vergleiche an: der marktfreundlichen Renaissance trat die Reformation entgegen, die zumindest in ihrer lutherischen Form eindeutig marktfeindlich war und den „außländisch kauffshandel / der auß Kalikut und

Indien und der geleychen wahr her bringt / als solch köstlich seyden und goldwerck und würcz / die nur zupracht und keynem nutz dienet / und land und leuten das gelt außsauget“ / durch „regiment und fürsten“ verbieten wollte – ein früher Appell an den dirigierenden und reglementierenden Staat. Selbst die Geschichte der Vereinigten Staaten begann in James' Sicht mit einer Revolte gegen Globalisierung: „Dass im Hafen von Boston Tee ins Wasser geworfen wurde, war nicht einfach ein Protest gegen Steuern, sondern gegen die Geschäftspraktiken der Ostindischen Kompanie“ – das damals führenden multinationalen Akteurs.<sup>26</sup> Liberalisierungen des Handels in Europa im 18. Jahrhundert gingen in den napoleonischen Kriegen unter, die des 19. Jahrhunderts im Ersten Weltkrieg und der ihm folgenden Re-Nationalisierung. Und die gegenwärtige Globalisierung? Auch sie könnte, wie James es formuliert, „zurückgeworfen“ werden – und dies umso mehr, als sie von vielen Mitspielern in der heutigen Welt nur noch als Verkleidung eines neuen Imperialismus wahrgenommen wird. Der These, mit wachsender Demokratisierung der Welt würden Kriege weniger wahrscheinlich, und Merkur, der Gott des Handels, löse den Kriegsgott Mars ab, widerspricht James energisch. Sein skeptisches Fazit lautet: „In der neuen Welt erhalten Differenzen nach und nach mehr Gewicht. Führende Unternehmer besinnen sich auf die Art und Weise, in der sie ‚traditionell‘ Geschäfte betrieben haben. Viele Menschen sehen von außen mehr Risiken als Chancen auf sich zukommen. Bürger entdecken Korruption. Staaten sind bereit, Handels- und Währungskriege zu führen und sich äußerer Intervention in ihr Wirtschaftssystem zu widersetzen. Politische Führer beschäftigen sich mit der Neukonstruktion des kommerziellen und monetären Systems, um die Verteilung politischer und wirtschaftlicher Macht zu ändern. In dieser Welt haben Konflikte die Tendenz zu eskalieren. Ihre Bewohner denken an Mars, nicht an Merkur.“<sup>27</sup>

Mit dieser etwas düsteren Botschaft will ich Sie freilich nicht entlassen. Es wäre ja noch ein anderes Szenario denkbar: dass sich nämlich die Globalisierung durchsetzte – jedoch gedämpft, gebremst, relativiert und „föderalisiert“ durch die

Kulturen und Religionen der Welt. Das wäre eine ähnliche Dämpfung und Humanisierung, wie sie der ungezügelt Marktliberalismus durch den Sozialstaat und seine Ordnungspolitik erfuhr. Auf dieser Basis könnten sich Elemente einer „global governance“, einer wirtschaftlichen Globalsteuerung, entwickeln. Das käme auch den Menschen zugute, die für ihr Handeln einen Standort und Wurzeln brauchen und denen zielloses Schweifen und leere Ubiquität auf die Dauer nicht gut bekommen.

Ob sich ein solcher Mittelweg anbahnt und durchsetzt, ist freilich eine offene Frage. Die Lösung hängt von vielen Faktoren ab, die sich im Augenblick noch nicht alle befriedigen überblicken lassen. Insofern konnte ich hier nur eine Zwischenbilanz der Diskussion über die Globalisierung ziehen. Auf die weiteren Kapitel dieses Prozesses dürfen wir alle gespannt sein.

---

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Knut Borchardt, Globalisierung in historischer Perspektive (SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist.Klasse, München 2001, Heft 2); Dieter Nohlen, Globalisierung, in: Lexikon der Politikwissenschaft, Bd.1, hg. von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München 2002, 293-296; Wolfgang Bergsdorf, Globalisierung – die Karriere eines Begriffs, in: Rheinischer Merkur 2. Sept. 2004.

<sup>2</sup> Einen Überblick über die fast unübersehbare Literatur geben: Peter J. Opitz (Hg.), Der globale Marsch. Flucht und Migration als Weltproblem, München 1997; Rainer Tetzlaff (Hg.), Weltkulturen unter Globalisierungsdruck, Bonn 2000; Peter Birle, Jörg Faust, Günther Maihold, Jürgen Rüland (Hg.), Globalisierung und Regionalismus. Bewährungsproben für Staat und Demokratie in Asien und Lateinamerika, Opladen 2002; Roger Scruton, The West and the Rest. Globalization and the Terrorist Threat, Washington 2002; Manfred Mols, Rainer Öhlschläger (Hg.), Lateinamerika in der Globalisierung, Frankfurt am Main 2003; Claus Leggewie, Die Globalisierung und ihre Gegner, München 2003; Wim van de Donk, Richard Steenvorde, Stefan Waanders (Hg.), Globalisation and Human Dignity, Vught 2004; Harold James, Krieg und Frieden in Zeiten der Globalisierung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 52. Jg./Heft 4 / Oktober 2004, 585-596. – Siehe auch die Sonderhefte der Internationalen Katholischen Zeitschrift (Communio) Mai/Juni 2001, der Zeitschrift für Politik Dezember 2001 und der Zeitschrift. Universitas (Januar 2002).

<sup>3</sup> Richard Münch, Wie verändert die Globalisierung unser Sozial- und Wertesystem? In: Zeitschrift zur politischen Bildung – Eichholz-Brief 3/98, 17-24.

<sup>4</sup> Borchardt (wie Anm. 1), 3, Anm. 3.

<sup>5</sup> Globale Solidarität. Schritte zu einer neuen Weltkultur (= Forschungs- und Studienprojekt der Rottendorf-Stiftung an der Hochschule für Philosophie München, Jahresbericht 1999); Michael Reder, Für eine Weltgesellschaft ohne Weltregierung. Global Governance als relationale politische Theorie, in: Stimmen der Zeit, August 2004, 507-520 (dort weitere Literatur); Bernhard Zangl, Michael Zürn (Hg.), Verrechtlichung – Baustein für Global Governance? Bonn 2004.

<sup>6</sup> Zit. bei Nohlen (wie Anm. 1), 294.

<sup>7</sup> Grundlegend: Eberhard Schmitt (Hg.), *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, fünf Bände, München 1983- 2003 (weitere Bände sind geplant); ders., *Die Anfänge der europäischen Expansion*, Idstein 1991; *Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte*, im Auftrag der Forschungsstiftung für Europäische Überseegeschichte hg. von Markus A. Denzel ua., Wiesbaden 2001 ff.; Wolfgang Reinhard, *Die Europäisierung der Erde und deren Folgen*, in: Jörg A. Schlumberger, Peter Segl (Hg.), *Europa – aber was ist es?*, Köln-Weimar-Wien 1994, 77-93; Hans Maier, *Europäische Kultur: Phantom oder Wirklichkeit?* In: *Ost-West. Europäische Perspektiven* 2 (2001), Heft 4, 243-256.

<sup>8</sup> Peter Häberle, *Europäische Rechtskultur*, Baden-Baden 1994, <sup>2</sup>Frankfurt am Main 1997.

<sup>9</sup> Erinnert sei an das „Flaggschiff“ der „Freiburger Schule“, das Jahrbuch *ORDO*, an die Zusammenarbeit von Ökonomen und Juristen (seit den vierziger Jahren!) im Zeichen der – keineswegs gegebenen, sondern erst zu suchenden und herzustellenden – „Ordnung der Wirtschaft“, an die zentrale Bedeutung der in der Nachkriegspolitik vor allem von Franz Böhm vorangetriebenen Kartellgesetzgebung, an das umfassende pädagogische Engagement zur Verankerung der Marktwirtschaft in breiten Kreisen des Volkes (später aufgenommen von Röpke, Müller-Armack, Ludwig Erhard). Als Hörer von Walter Eucken, Franz Böhm, Constantin von Dietze in jungen Jahren bin ich sicher: die heutigen „Neoliberalen“ wären den „Freiburgern“ in weiten Teilen als „Paläoliberalen“ erschienen und dementsprechend deutlich abgelehnt worden!

<sup>10</sup> Wilhelm Röpke, *Jenseits von Angebot und Nachfrage*, Erlenbach-Zürich/ Stuttgart 1958.

<sup>11</sup> Zit. in: *Christ in der Gegenwart*, 3. Dezember 2000.

<sup>12</sup> Gerhard A. Ritter, *Entstehung und Entwicklung des Sozialstaates in vergleichender Perspektive*, in: *Historische Zeitschrift* 243 (1986), 1-90; ders., *Der Sozialstaat*, München <sup>2</sup>1991; Hans Maier, *Historische Voraussetzungen des Sozialstaats in Deutschland*, Heidelberg 2002.

<sup>13</sup> Philipp Herder-Dorneich, *Der Sozialstaat in der Rationalitätenfalle*, Stuttgart 1982; Franz Xaver Kaufmann, *Herausforderungen des Sozialstaats*, Frankfurt am Main 1997; Hans F. Zacher, *Die Last des politischen Systems*, in: *Die politische Meinung* 366, Mai 2000, 89-95.

<sup>14</sup> Hierzu: Ursula Lehr, *Älterwerden im nächsten Jahrtausend*, in: *Die politische Meinung* 361, Dezember 1999, 35-41; *Generationen im Konflikt*, hg. von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog, München 2000; *Demographie und gesellschaftlicher Wandel*. 42. Kolloquium der Walter-Raymond-Stiftung, Berlin 2004.

<sup>15</sup> Jean-François Bayart, *Le gouvernement du monde. Une critique politique de la globalisation*, Paris 2004.

<sup>16</sup> Bündige Zusammenfassung bei Gerd Haefner SJ, *Der Beitrag des Christentums zur Gestaltwerdung Europas*, in: Hans Maier (Hg.), *Was hat Europa zu bieten?* Regensburg 1998, 25-45. Das fortwirkende Erbe, aber auch die späteren Brüche bilanziert umsichtig René Rémond, *Religion et société en Europe*, Paris 1998; deutsch unter dem Titel *Religion und Gesellschaft in Europa*, München 2000. Anregend und perspektivenreich der im Hinblick auf die gegenwärtigen Integrationsbemühungen geschriebene Beitrag von István M. Fehér, *Die geistige Gestalt Europas – was ist das?* In: Jürgen Dieringer, Stefan Okruch (Hg.), *Von der Idee zum Konvent. Eine interdisziplinäre Betrachtung des europäischen Integrationsprozesses* (= Andrassy Schriftenreihe Bd. 3), Budapest 2004, 17-33. Vgl. ferner Elisabeth Lichtenberger, *Was war und was ist Europa?* In: *Orden Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste, Reden und Gedenkworte*, Göttingen 2004.

<sup>17</sup> Arthur M. Schlesinger, Jr., *The Disuniting of America. Reflections on a Multicultural Society*, New York / London 1992.

<sup>18</sup> Zit. bei R. K. Landers, *Multikulturelle Bildung – ein Diskurs*, in: *amerikadienst*, 26. August 1992, S. 45 ff., 73 ff. Zur Interpretation vgl. meine Studie „Eine Kultur oder viele“ in dem gleichnamigen Essayband, Stuttgart 1995, 35-61.

<sup>19</sup> Samuel P. Huntington, *Der Kampf der Kulturen*, München / Wien <sup>5</sup>1997, 193.

<sup>20</sup> Samuel P. Huntington, *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität*, Hamburg / Wien 2004.

<sup>21</sup> Bezeichend die Feststellung 406: „Trotz großen Widerstands der Amerikaner tritt Spanisch neben die Sprache Washingtons, Jeffersons, Lincolns, Roosevelts und Kennedys als Sprache Amerikas. Wenn der Trend sich fortsetzt,

---

wird die kulturelle Spaltung zwischen Hispanics und Anglos die rassische Trennung zwischen Schwarzen und Weißen als tiefste Bruchlinie der amerikanischen Gesellschaft ablösen. Ein zweigeteiltes Amerika mit zwei Sprachen und zwei Kulturen wird sich grundlegend von dem Amerika mit einer Sprache und angloprotestantischer Leitkultur unterscheiden, das nun seit über 300 Jahren existiert.“ Bemerkenswert auch die pathetische Widmung des Buches „Für Candace, Max, Eliza und ihre *Zukunft in Amerika*“ (Sperrung von mir, HM).

<sup>22</sup> Bertram Stubenrauch, Das Weltdorf und die Weltkirche, in: Internationale Katholische Zeitschrift (Communio) Mai/Juni 2001, 234-247; Manfred Mols, Globale Zivilisation und Religion: „Wird eine globale Zivilisation religionslos sein?“ in: Zeitschrift für Politikwissenschaft 14 (2004), Heft 3, 899-924.

<sup>23</sup> Den deutlichen Umschwung der Meinungen – selbst in Westeuropa – dokumentieren: der Briefwechsel zwischen Carlo Maria Martini und Umberto Eco, In cosa crede chi non crede, Rom 1996 (deutsch unter dem Titel: Woran glaubt, wer nicht glaubt? Wien 1998); René Rémond, Religion et société en Europa (wie Anm. 16); René Girard, Je vois Satan tomber comme l'éclair, Paris 1999 (deutsch unter dem Titel: Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz. Eine kritische Apologie des Christentums, München 1999); Gianni Vattimo, Dopo la cristianità, Mailand 2002 (deutsch unter dem Titel: Jenseits des Christentums. Gibt es eine Welt ohne Gott? München 2004). Vgl. ferner das Sonderheft der Zeitschrift Merkur „Nach Gott fragen“ Jg. 53, September/Oktober 1999, mit Beiträgen u.a. von Robert Spaemann, Klaus Berger, Eckhard Nordhofen, Reinhart Maurer, Hans Joas, Friedrich Wilhelm Graf.

<sup>24</sup> Mols (wie Anm. 22), 916.

<sup>25</sup> Borchardt (wie Anm. 1), 5-9.

<sup>26</sup> James (wie Anm. 2), 593. James schreibt erläuternd: „Das 18. Jahrhundert, in dem sowohl die französische wie die britische Ostindische Kompanie ihre Aktivitäten voll entfalteteten und mit ihnen Kontinente umspannten, darf in fast jeder Hinsicht als eine Ära der Globalisierung gelten. Die Proteste, auf die sie dabei stießen, weil sie global agierten und bei Teilen ihrer Produktion den Arbeitskräften Niedriglöhne zahlten, haben einen sehr modernen Klang. Schon Adam Smith konnte zeigen, wie die Ostindische Kompanie in Bengalen die Einkommen reduzierte und weithin Hungersnöte verursachte. Hier hatte man Unternehmen, die, ohne jemand Rechenschaft schuldig zu sein, Luxusgüter verteilten, welche man für überflüssig hielt und welche vielen christlichen Geistlichen als moralisch verderblich erschienen. Smith kam zu dem Schluß: „Solche exklusiven Kompanien (...) sind in jeder Hinsicht Ärgernisse; mehr oder weniger lästig den Ländern, in denen sie etabliert sind, und zerstörerisch in jenen, die das Unglück haben, unter ihre Herrschaft zu geraten.““

<sup>27</sup> James 596.